

HANSER



Leseprobe

Lisa Moore

Und wieder Februar

Roman

Übersetzt aus dem Englischen von Kathrin Razum

ISBN: 978-3-446-23751-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23751-3>

sowie im Buchhandel.

Sonnenauf- oder -untergang, November 2008

Helen sieht zu, wie der Mann die Schlittschuhkufe an das Schleifrad hält. Eine Stahlhaube fängt den orangefarbenen Funkenregen auf. Das tiefe Surren wird zu einem Kreischen, und sie denkt: Johnny kommt nach Hause.

Die Ladentheke unter ihren Fingern vibriert von der Schleifmaschine; Johnny hat gestern Nacht vom Flughafen in Singapur angerufen. Im Hintergrund das Dröhnen eines landenden Flugzeugs. Sie hatte sich auf den Ellbogen gestützt und nach dem Telefonhörer gegriffen.

Ihr Enkel Timmy steht wie gebannt vor dem Kaugummi-automaten. Ein mit Kuli beschriftetes Pappschild verspricht einmal Schlittschuhschleifen gratis, wenn man eine schwarze Wunderkugel zieht.

Ich hab einen Quarter, sagt Helen und öffnet den Reißverschluss ihres perlenbestickten Müntzäschchens. Sie ist Mutter eines Sohnes und dreier Töchter und hat zwei Enkelkinder.

Meine Töchter waren folgsam, denkt sie, während sie nach dem Quarter kramt. Sie erinnert sich an eine schallende, schmerzhaft Ohrfeige. Einmal hat sie Cathy ins Gesicht geschlagen, der weiße Abdruck ihrer Hand, der sich langsam rötete – das ist Jahre her, ein ganzes Leben. Helen verlangte

von den Mädchen, dass sie sich fügten, dass sie taten, was sie sagte, Johnny dagegen war nicht zu bändigen gewesen.

Ein Junge, so wie Cal, hatte sie gedacht, als sie entdeckte, dass sie mit Johnny schwanger war. Die Krankenschwester hatte ihr beim ersten Mal das Geschlecht des Fötus nicht genannt, aber Helen hatte gewusst, dass es ein Junge war. Die Ultraschalluntersuchung war morgens um fünf, und sie fuhr mit dem Rad hin. Die Lime Street war von einem frühen Oktoberreif überzogen. Um diese Uhrzeit standen noch Sterne am Himmel. Helens Hände am Lenker waren kalt. Den Carter's Hill hinauf hatte sie schieben müssen.

Mit welcher Macht ihr Sohn als Kind nach allem verlangt hatte. Nach diesem Welpen zum Beispiel, der hinter dem Supermarkt auf einem Stück Pappe gehockt hatte. Sie sprach von den Kosten, den Flöhen, dem vielen Auslauf, den so ein Hund brauchte. Aber Johnny wollte den Hund.

Das Schleifrad heult jedes Mal schrill auf, wenn die Kufe es berührt, und Helen nimmt eine Handvoll Münzen und lässt Timmy einen Quarter herausuchen. Seine Mutter wird böse sein. Timmy isst sein Gemüse nicht, lebt von Makkaroni mit Käse. Es gibt Regeln – bei all ihren Töchtern gibt es drakonische Regeln. Das Schicksal der Welt kann von einer Wunderkugel abhängen. Nein heißt Nein.

Der gesamte Ertrag, liest Helen, geht an die Canadian Mental Health Association. Sie sieht zu, wie der Junge die Münze in den Schlitz steckt und den schwergängigen Hebel betätigt und wie die Wunderkugeln hinter der Scheibe nach unten sacken. Timmy hebt die kleine Klappe mit einem Finger an. Schwarz. Eine schwarze Wunderkugel rollt in seine Hand. Er dreht sich um und zeigt sie Helen. Strahlend. Seine blasse, sommersprossige Haut. Die blaue Ader an seiner

Schläfe. Kupferrotes Haar. Ganz die Mutter. Ganz und gar. Voller Freude, mit seinen farblosen Wimpern, den grünen, haselnussbraun gesprenkelten Augen. Die zweite Schlittschuhkufe am Schleifrad. Der Geruch heißen Metalls. Und die fächerförmig aufstiebenden orangefarbenen Funken. Timmy hält die schwarze Wunderkugel hoch, und der Mann stellt die Schleifmaschine ab und schiebt sich die Schutzbrille auf die Stirn.

Einmal gratis, sagt er. Dabei verzieht er das Gesicht und fährt mit dem Daumen über die Kufe.

Johnny hat gestern Abend angerufen, um ihr zu sagen, dass in Singapur gerade die Sonne aufging. Auf- oder unterging, das wusste er nicht.

Ich weiß gar nicht, welcher Tag heute ist, sagte er. Er kam aus Tasmanien, hatte im Flugzeug geschlafen und jedes Zeitgefühl verloren. Der Empfang seines Handys war gestört, seine Stimme wurde mal lauter, mal leiser. Er hatte Helen geweckt. Nächtliche Anrufe erschreckten sie zu Tode.

Kann sein, dass heute Montag ist, sagte er. Oder Sonntag. Über den Palmen am Rand der Landebahn hängt eine große rote Kugel.

Hast du je versucht herauszufinden, wodurch sich das, was du bist, von dem, was du werden musst, unterscheidet?, fragte er. Er sprach leise, und Helen setzte sich etwas aufrechter hin. Manchmal war seine Stimme ganz deutlich zu hören.

Johnny konnte beim Anblick eines Sonnenuntergangs einfach gewaltig ins Philosophieren geraten, mehr nicht. Vielleicht war ja alles in Ordnung, dachte sie. Er war fünf- unddreißig. Er war irgendwo in Singapur.

Sie dachte an ihn zurück: ein Tag am Strand, als er sieben

war, sein gebräunter Oberkörper, die Waden sandverkrustet. Ein paar größere Jungs hatten mit Tangbüscheln auf ihn eingeschlagen und ihn in die Wellen hinausgetrieben. Helen hatte von ihrem Buch aufgeblickt. Gerade war sie noch in ihren Roman vertieft gewesen, und im nächsten Moment watete sie durch das knietiefe Wasser und schrie sich die Seele aus dem Leib. Wegen des Windes hörten die Jungs sie nicht.

Ihr miesen Kerle!, brüllte sie. Ihr solltet euch was schämen! Dann war sie bei ihnen angelangt, und die Jungen erstarrten.

Er hat angefangen, Missus.

Seht ihr denn nicht, wie klein er noch ist? Herrgott nochmal. Sucht euch jemanden, der so groß ist wie ihr. Die Jungs stapften durch das Wasser davon und sahen sich noch ein paarmal nach ihr um, trotzig, aber verängstigt.

Wo waren die Mädchen an diesem Tag gewesen? Cal hatte sie ihr wohl abgenommen. Ein Strandtag vor langer Zeit, vor mehr als dreißig Jahren, und jetzt, hier, die Frisierkommode, das von einer Straßenlampe durchleuchtete Parfümfläschchen, die braune Flüssigkeit wie ein ruhiges Feuer, die Teppichfransen, ihr an einem Haken hängender Hausmantel; Johnny war ein erwachsener Mann. Sie umklammerte den Telefonhörer. Sie war fünfundfünfzig, nein, sechsundfünfzig.

Was du werden musst, hatte sie wiederholt.

Johnny gehörte zu den Männern, die nur selten bei ihrer Mutter anrufen, und wenn er es tat, war er abwechselnd energisch und konfus, und die Verbindung war immer schlecht. Oder irgendetwas stimmte nicht. Er wollte ihr von dem Sonnenuntergang erzählen, hatte sie gedacht, mehr

nicht. Die Sonne ging unter. Oder sie ging auf. Aber nein, es ging um mehr als den Sonnenuntergang. Diesmal hatte er etwas zu sagen.

Der Ladenbesitzer schiebt leuchtendrote Schoner auf die Kufen und knotet die langen Schnürsenkel zusammen, damit Timmy die Schlittschuhe über der Schulter tragen kann.

So, das war's, sagt er. Er gibt Timmy einen sanften Klaps auf den Hinterkopf. Timmy duckt sich schüchtern weg. Helen sieht, wie die Wunderkugel von der einen Backe in die andere wandert.

Geht's zum Eislaufen?, fragt der Mann.

Wollen mal ein paar Pirouetten drehen, sagt Helen.

Bald sind die Teiche zugefroren, sagt der Mann. Bei dem Wetter, das wir in letzter Zeit hatten.

Sie schauen alle aus dem Fenster. Die Straße ist von einer Schneebö weggeschmirelt worden.

Basilika, Februar 1982

Die *Ocean Ranger* begann am Valentinstag 1982 zu sinken, und am nächsten Tag bei Morgengrauen war sie untergegangen. Die gesamte Besatzung kam ums Leben. Helen war damals dreißig, Cal einunddreißig.

Es dauerte drei Tage, bis feststand, dass niemand überlebt hatte. Drei Tage lang hofften die Menschen. Manche jedenfalls. Helen nicht. Sie wusste, dass die Männer tot waren, und es war ungerecht, dass sie es wusste. Sie hätte diese drei Tage auch gern gehabt. Heute erzählen die Leute, wie schwer

es war, nicht Bescheid zu wissen. Helen hätte gern nicht Bescheid gewusst.

Sie beneidete die Leute, die es fertigbrachten, mit einer Art ekstatischer Zuversicht in die Basilika zu kommen, obwohl sie wussten, dass der Wind mit einer Geschwindigkeit von neunzig Knoten blies. Zu der Messe für die *Ocean Ranger* kam die ganze Stadt, drei Konfessionen waren vor dem Altar versammelt.

Die Messe galt nicht als Gedenkgottesdienst. Helen weiß nicht mehr, welche Bezeichnung man wählte oder ob es überhaupt eine gab, noch erinnert sie sich, wie sie dorthin gelangte. Was sie noch weiß, ist, dass nie vom Tod der Männer die Rede war.

Helen hatte mit der Kirche 1982 nichts am Hut. Doch sie weiß noch, dass es sie in die Basilika zog. Sie musste die anderen Familien um sich haben.

Sie erinnert sich nicht daran, sich für den Gottesdienst hergerichtet zu haben. Vielleicht hatte sie einfach ihre Jeans an. Sie weiß, dass sie zu Fuß ging. Weiß noch, wie sie um die Schneewehen herumging. Der Schnee war von den Pflügen regelrecht abgeschoren worden. Glatgeschabte, hohe weiße Wände, die das Licht der Straßenlampen reflektierten. Es gab nicht genug Platz zum Laufen. Die Statue der Jungfrau Maria hatte Schnee in den Augenhöhlen und auch über dem Mund und einer Wange, wie das vorgebundene Tuch eines Gangsters. Daran erinnert sich Helen, weil schon damals dieses Gefühl in ihr aufstieg: wie ungerecht es war, beraubt worden zu sein.

Und als sie dann über den Hügel kam, sah sie die Menschen auf der Treppe der Basilika. Es war so voll, dass nicht alle in die Kirche hineinpassten.

Doch Helen schob sich durch die Menge. Sie war mit ihrer Schwester verabredet, erinnert sich jedoch nicht daran, Louise gesehen zu haben. Ein einziges Gedränge, und dann die Orgel, die Kerzen, der Weihrauch. Sie erinnert sich an die Kerzen und die Lilien. Unzählige Lilien.

Helens Schwiegermutter, Meg, war ebenfalls in der Kirche, doch auch sie entdeckte Helen nicht. Meg muss ganz vorne gewesen sein. Cals Mutter wollte bestimmt nah am Geschehen sein. Meg hatte in der Nacht, als die Ölbohrinsel sank, einen Traum gehabt. Sie hatte von einem Baby geträumt: Ich bin aufgestanden und habe aus dem Küchenfenster geguckt, und da habe ich in der Baumkrone ein Baby gesehen, das in eine weiße Decke gehüllt war. Ich habe zu Dave gesagt: Geh raus und hol das Baby, bevor ihm was passiert.

Alle hatten in der Nacht, als die Bohrinsel sank, irgendeinen Traum. Es gibt niemanden in der ganzen Provinz, der nicht genau wüsste, wo er in jener Nacht war. Eine von Helens Freundinnen gab im Boys and Girls Club in Buckmaster's Circle Tennisunterricht. Nur Helens Freundin und ein Wunderkind, ein siebenjähriger Tennisstar, allein in der Halle, das harte Knallen des Tennisballs, sie ahnten nichts von dem Sturm, der draußen tobte. Als sie aus der Halle kamen, war das Auto ein schneebedeckter Hubbel, ein einsamer Marshmallow auf dem leeren Parkplatz. Die ganze Stadt hatte dichtgemacht. Eine andere Freundin hatte bei einem im voraus bezahlten Valentinsdinner bedienen sollen. Jeder Tisch war mit einer brennenden Kerze und einer Rose in einer winzigen Vase dekoriert, und als Hauptgang sollte es Ente mit Heidelbeersauce geben, doch das Restaurant musste schließen, und der Besitzer lud Helens Freundin ein, mit ihm

zu essen, bevor sie heimfuhren. Nach dem Essen ging der Besitzer von Tisch zu Tisch und blies die Kerzen aus.

Es gab Männer auf der Bohrinself, die sich verabschiedet hatten, bevor sie hinausfuhren, das war das Eigenartige. Einige Männer riefen ihre Mutter an. Männer, die üblicherweise nicht telefonierten. Viele dieser Männer waren es nicht gewohnt zu sagen, wie es ihnen ging. Das war nicht ihre Art. Sie sagten nicht *Danke*. Oder *Auf Wiedersehen* oder *Ich liebe dich*.

Derlei Gefühle pflegten sie in Handlungen umzumünzen. Sie hackten Holz oder schippten Schnee. Ein großer Stapel Holz, neben dem Schuppen aufgeschichtet, unter einer blauen Plastikplane. Sie brachten Elchsteaks vorbei. Bauten eine Einliegerwohnung für die Schwiegermutter ein. Stiegen mit einem Eimer Teer aufs Dach. Das hieß *Danke*. Manche von ihnen waren so jung, dass es ihnen gar nicht in den Sinn gekommen wäre, *Auf Wiedersehen* zu sagen. So weit konnten sie nicht vorausdenken. Doch selbst einige dieser jungen Kerle Anfang zwanzig riefen zu Hause an. Telefonierten mit ihrer Freundin. Sagten, sie seien auf dem Weg zur Bohrinself und wollten sich nur kurz melden, bevor sie losfuhren.

Viele der Männer, die auf der *Ocean Ranger* ums Leben kamen, hatten regelrechte Mühen auf sich genommen, um sich zu verabschieden, und das war seltsam. Es blieb in Erinnerung. Die Leute kommentierten das noch Jahre später: *Kurz bevor er losgefahren ist, hat er noch angerufen*.

Am Abend der Messe für die *Ocean Ranger* ging Helen die Stufen zur Basilika hinauf und sagte: Entschuldigung. Sie drängte sich durch die Menge, bahnte sich unbeirrt einen Weg nach vorn.

Sie erinnert sich nicht an Louise, sah weder Cals Mutter noch seinen Vater in der Kirche, doch sie müssen alle dort gewesen sein. Aus der Orgel drang ein langer tiefer Ton, der an das Stöhnen eines Menschen erinnerte. Helen spürte diesen Ton in den Fußsohlen, er vibrierte zwischen ihren Beinen, in Schambein und Gedärm, verwandelte ihr Inneres in Wasser, vibrierte in ihrer Nase. Ihre Nase tat weh davon, und Helen stiegen die Tränen in die Augen. Die Orgelmusik durchfuhr ihren ganzen Körper.

Sie hatte mit der Kirche nichts am Hut, doch unbewusst erhoffte sie sich womöglich einen Fingerzeig, wie sie das, was vor ihr lag, würde durchstehen können. Sie war nicht gläubig, und sie war wie betäubt, aber sie hatte drei Kinder und ahnte wohl, dass sie schwanger war, obwohl bislang nicht einmal ihre Periode ausgeblieben war. Oder falls doch, hatte sie es nicht bemerkt.

Louise sagt: Ich war da. Wir haben über die vielen Leute geredet, und ich habe dir ein Taschentuch gegeben. Ich hatte eines im Ärmel. Aber Helen erinnert sich nicht an Louise.

Die Kerzen: Es müssen Hunderte davon auf dem Altar gestanden haben, jede in einem kleinen roten Glas, und sie verschwammen alle in seitliche Richtung, als Helen die Tränen in die Augen stiegen. Sie zwinkerte, und die Flammen wurden zu scharf konturierten Sternen, die Sterne sandten Speere aus, und dann kamen ihr wieder die Tränen, und die Flammen wurden zu einer Wand aus strömendem Licht.

Die Basilika ist eine große Kathedrale mit Gewölbedecke, in der es normalerweise ziemlich kühl ist; an jenem Abend konnte man sich dort vor lauter Menschen kaum rühren. Und die Orgelmusik war laut. Wahrscheinlich hörte man sie bis in die Water Street.

Die Stimmen waren nicht weniger laut. Als die Leute zu singen begannen, hielten die Kerzen den Atem an und strahlten dann heller. Oder der Wind stieß die Tür auf, fegte kalt durch den Mittelgang, und die Kerzen flackerten.

Wer passte auf die Kinder auf? Helen hatte die Kinder nicht in die Kirche mitgenommen. Heute bereut sie das. Johnny war damals neun, Cathy acht und Lulu sieben. Zack, zack, zack, eins nach dem anderen.

Drei Wickelkinder, die dir zwischen den Füßen herumkrabbeln, hatte ihre Schwiegermutter Meg gesagt, als wäre es so geplant gewesen. Sie hätte die Kinder an jenem Abend wachhalten, ihnen die Schneeanzüge anziehen sollen. Hätte sie es doch nur getan.

Die Kinder hätten sie zu diesem Gottesdienst begleiten sollen, aber so dachte sie damals nicht. Sie weiß nicht, wie sie damals dachte. Sie hatte wohl geglaubt, sie könne sie irgendwie schützen. Oje.

Das Kerzenlicht bewegte sich im Takt der Orgelmusik. Ein Wall aus goldenem Licht hinter den Priestern – oder was sie auch sein mochten, Geistliche, ein Erzbischof war jedenfalls dabei – in ihren weißen Gewändern und mit erhobenen Armen. Der Gesang begann, und sie musste raus.

Die zittrigen hohen Stimmen der alten Frauen vorne. Diese Stimmen heben sich ab, gehen nicht im Gesamtklang auf, sie singen richtig, aber schrill, und zwar immer, niemals fügen sie sich ein oder vereinigen sich mit den anderen. Vielmehr führen sie den Gesang an, diese alten Frauen, die jeden Morgen in der Kirche sind, zu Fuß aus der Gower Street, King's Road oder Flavin Street kommen, nachdem sie der Katze ihr Futter hingestellt und ein Geschirrtuch über die hellbraune Schüssel gelegt haben, in der ihr Brotteig geht.

Sie kommen in Gummistiefeln, die vorn einen Reißverschluss haben, Stiefeln, die man über Hausschuhe zieht und die ihren verstorbenen Männern gehörten, und sie haben Regenhüte aus Plastik, die unter dem Kinn gebunden werden, Wollmäntel mit großen Knöpfen, Dauerwellen und in der Tasche neben dem zerknüllten Taschentuch einen Rosenkranz. Diese Frauen konnten es nicht fassen, dass sie auf ihre alten Tage noch solchen Kummer miterleben mussten. Das hätte eigentlich hinter ihnen liegen sollen. Sie sangen, und der schrille Klang war Resignation. Man braucht siebzig oder achtzig Jahre Übung, um die Resignation zu meistern, doch die alten Frauen wissen, dass sie unentbehrlich ist.

Und dann waren da Männerstimmen, tiefe Stimmen, durchdrungen von dem Versuch der Singenden nachzudenken. Diese Männer versuchten darüber nachzudenken, wie sie durch das Kirchenlied und die restliche Messe kommen, danach das Auto finden und zur Kirche zurückfahren könnten, um Frau und Kinder abzuholen, damit diese nicht durch den Sturm laufen mussten – ich hol euch ab, ihr müsst doch nicht nass werden, wartet einfach hier auf der Treppe, haltet nach mir Ausschau –, diese Männer dachten an den Verkehr, und sie fragten sich, ob ihr Sohn oder Bruder wohl tot war. Wussten, dass er tot war – sie wussten es alle –, und fragten es sich trotzdem. Sie hielten die Gesangsbücher mit ausgestreckten Armen vor sich, diese Männer, denn sie waren weitsichtig, kniffen die Augen zusammen und nickten, als stimmten sie den Worten zu, die sie da sangen, oder als wären sie einfach froh, sie entziffern zu können.

Neben den Männern, die mit gerunzelter Stirn die Gesangsbücher hielten, standen ihre Frauen. Die Kathedrale war von dem Geruch nach feuchter Wolle und Winter, nach

kaltem Stein und Weihrauch erfüllt, und in der Nähe des Altars roch es nach Kerzenwachs und Lilien. Auf manchen Kirchenbänken saßen ganze Familien, rotwangige kleine Mädchen mit Ringellocken oder Zöpfen schaukelten gähnend auf der Bank vor und zurück, in Kleidchen, die ihnen über die Schneehosen hingen. Kleinkinder schliefen auf dem Schoß ihrer Mutter.

Warum Helen mitten im Gottesdienst die Kirche verließ? Weil einige dieser Menschen voller Hoffnung waren. Sie waren verrückt vor Hoffnung, und der Volksglaube besagt, dass die Hoffnung vermisste Seeleute zurückbringen kann. Das ist der Volksglaube. Wenn die Hoffnung stark genug ist, kann sie Tote wieder auferwecken.

Helen war froh, dass sie die Kinder nicht mitgebracht hatte. Wer nimmt denn seine Kinder zu so etwas mit, dachte sie.

Sie wusste ganz sicher, dass Cal tot war und dass sie sich würde glücklich schätzen können, wenn sie wenigstens seinen Leichnam bekam.

Sie wollte seinen Leichnam. Daran erinnert sie sich. Sie wusste, dass Cal tot war und dass sie unbedingt seinen Leichnam wollte. Wobei sie das damals nicht hätte in Worte fassen können.

Was sie hätte sagen können, war: Sie stand außerhalb. Ihr Gefühl ließ sich am ehesten so beschreiben: Sie war abgeschnitten. Von allen anderen und von sich selbst.